

Rückblick auf ein bewegtes Leben

von Johanna (Hanna) Schmidt, verw. Hillebrandt, geb. Bartel



Johanna Schmidt
geb. Bartel, 1962

Nun ist es schon mehr als 62 Jahre her, dass ich meine ostpreußische Heimat verlassen musste. Es ist höchste Zeit, das damals Erlebte einmal aufzuschreiben. Meine Kinder und Enkelkinder müssen doch wissen, wo und wie ihre Mutter und Oma aufgewachsen und unter welchen Umständen sie nach Niedersachsen gekommen ist. Sie sollen auch erfahren, was ihre Mutter und Oma in den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges (1939 bis 1945) und in den schwierigen Nachkriegsjahren erlebt, ja wie sie die schrecklichen Zeiten überlebt hat. Beim Lesen meines

Berichtes sollen sie miterleben, welche Folgen der unselige Zweite Weltkrieg auch für unser deutsches Volk hatte, denn es vergeht kaum ein Tag an dem nicht über die Verbrechen der Deutschen berichtet oder daran erinnert wird, die Verbrechen an Deutschen hingegen werden tabuisiert und verschwiegen. Millionen unserer Landsleute werden mit Ihrem Schmerz allein gelassen.

Geboren wurde ich am 24. 6. 1928 als viertes von sechs Kindern in Fasten im Kreis Sensburg in Ostpreußen. Fasten hatte etwa 250 Einwohner und wird schon im Jahr 1411 urkundlich erwähnt. Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft. Mein Vater war gelernter Stellmacher (Wagenbauer) und hatte an das Wohnhaus eine Stellmacherei angebaut. Meine Mutter war gelernte Schneiderin. Sie fertigte nicht nur alle Kleidungsstücke für uns Kinder an. Ihr Können war auch noch bei vielen Familien in der Nachbarschaft gefragt.

Kinderjahre in der ostpreußischen Heimat

Von 1934 bis 1942 ging ich in Fasten in die Schule und bekam den Volksschulabschluss. Es war eine „einklassige Schule“. Alle Schüler, von der ersten bis zur achten Klasse, saßen in einem Raum. Auf der rechten Seite waren die Plätze für die Jungen, auf der linken die der Mädchen. In der Mitte war ein Gang. Die „Kleinen“ saßen in der ersten Reihe. Nach jedem erfolgreichen Schuljahr kamen sie eine

Reihe weiter nach hinten. Wir hatten täglich fünf Stunden Unterricht, auch am Sonnabend.



Ausschnitt aus dem Schulbild 1938, im Mittelpunkt Hanna

Die „Kleinen“ durften anfangs schon nach der dritten Stunde nach Hause gehen. Zu jedem Jahrgang gehörten immer sechs bis sieben Kinder, so dass wir wohl insgesamt etwa 50 Schüler waren. Alle Kinder wurden gleichzeitig von nur einem Lehrer unterrichtet. Da musste streng auf Ordnung und Disziplin geachtet werden. Ohne den schmerzhaften Einsatz des Rohrstockes war das damals kaum zu schaffen. Nach heutigen Erkenntnissen wurde uns dadurch zu viel Gehorsam, ja bedingungsloser Gehorsam beigebracht. Die moderne „antiautoritäre Erziehung“ war noch nicht erfunden. Dass wir aber so ganz nebenbei zur Rücksichtnahme auf jüngere Mitschüler und

zur Einhaltung der Schulordnung erzogen wurden, war bestimmt kein Nachteil.

Nach der Schulzeit leistete ich im Haushalt der Familie Rymek in Sensburg mein „Pflichtjahr“ ab. (Die Jungen mussten zum Reichsarbeitsdienst).

Im April 1943 wechselte ich zum Lehrerhaushalt der Familie Barnowski in Maradtken. Am 1. Oktober 1943 begann meine Lehre als Verkäuferin in der Bäckerei mit Café bei der Familie Gustav Wessollek in Sensburg. Mein Arbeitstag begann morgens um 7 Uhr und dauerte bis abends 19 Uhr. Nach der normalen Tätigkeit im Laden und im Café kam abends nach dem eigentlichen Feierabend noch das „Markenkleben“. Was ist das? Alle Lebensmittel wurden während des Krieges nur gegen Vorlage der Lebensmittelmarken verkauft, da alles sehr knapp war.

So wurde zum Beispiel pro Kopf und Woche nur 500 Gramm Brot zugeteilt. Diese Marken mussten wir übersichtlich auf Papierbögen kleben. Diese Bögen legten wir dem Landratsamt vor. Danach wurde uns das Mehl zum Backen zugeteilt. Ein paar Preise von damals: 500 Gramm Brot kosteten 16 Pfennige, ein Brötchen 3 Pfennige und eine Schnecke 5 Pfennige.

Weihnachten 1944 war ich zum letzten Mal zu Hause. Mein Bruder Fritz holte mich mit unserem Pferdewagen vom Hoverbecker Bahnhof ab. Da konnten wir schon den Kanonendonner der näher rückenden Front hören und am Himmel die ersten „Tannenbäume“ sehen.

*Anmerkung: Die feindlichen Flugzeuge warfen vor dem Angriff auf eine Stadt Leuchtbomben ab, um für die nachfolgenden Bomber das Ziel zu markieren. Diese Leuchtbomben sahen von der Erde wie strahlende Tannenbäume aus.
Ob dieser Fliegerangriff der Stadt Allenstein galt?*

Die Flucht vor der näher rückenden Front

Der 20. Januar 1945 war mein letzter Tag als Lehrling bei Familie Wessollek in Sensburg, (oder war es ein paar Tage später? Nach meiner Erinnerung war es der 20. Januar. So will ich in meinem Bericht bei diesem Datum bleiben.)

Gegen Mittag erreichte mich die Nachricht, dass meine Mutter mit meinen Geschwistern Fritz, Grete und Elfi schon unser Haus verlassen hatten und auf die Flucht gegangen seien. Ich sollte mich unseren Nachbarn in Fasten, Familie Rohmann, anschließen. Sie waren an diesem 20. Januar bis Sensburg gekommen. Nach Feierabend ging ich zu Rohmanns, die bei ihrer Tochter Lene übernachteten. Lene war genau wie ich in Sensburg berufstätig. Wir vereinbarten, dass ich mit meinen Sachen zu ihnen kommen sollte. Kaum war ich wieder bei meiner Lehrstelle, da wurde per Lautsprecher verkündet: „Sensburg muss bis morgen früh um 7 Uhr geräumt sein!“ Eilig packte ich ein paar Sachen in meinen Koffer und in eine Tasche. Doch zu Rohmanns kam ich nicht mehr. Die Straßen waren überfüllt mit flüchtenden Menschen, mit Soldaten und Vieh. Ich entschloss mich, 16 Jahre und 8 Monate alt, zusammen mit der Familie Wessollek und meinen Mitlehrlingen Ilse und Alfred auf die Flucht zu gehen.

Am 21. Januar morgens früh um 7 Uhr verließen wir das Haus. Unser Fluchtgepäck hatten wir auf den Handwagen geladen, mit dem täglich die Brötchen ausgefahren worden waren. Wir kamen jedoch nicht mehr auf die Hauptstraße, sie war überfüllt. Da entschlossen wir uns, entlang der See-Promenade zu gehen und kamen auf diesem Weg aus Sensburg hinaus.

So begann für mich die Flucht und Vertreibung aus meiner ostpreussischen Heimat.

Doch auch die Straßen außerhalb von Sensburg waren überfüllt mit Soldaten, Flüchtlingen und Vieh. Wir kamen am ersten Tag nur 14 km weit bis Warpuhnen. Dort übernachteten wir in einer Bäckerei. Täglich ging es weiter, zu Fuß, auf winterlich verschneiten Straßen. Die Front war uns immer auf den Fersen. Am zweiten Tag schafften wir

trotz heftigem Schneetreiben etwa 20 km über Rössel bis nach Bischof-Rössel (Richtung Bartenstein).



Fluchtweg Januar 1945, erster Abschnitt von Sensburg über Rössel, Bischof-Rössel, Bartenstein, Heilsberg, Braunsberg, Frauenburg, und über das Frische Haff nach Danzig
Kartenstand: 1936

Am Abend des dritten Tages fanden wir ein leerstehendes Haus zum Übernachten. Bald kamen auch noch Soldaten zu uns. Sie brachten einige Hühner mit. So gab es endlich einmal etwas Warmes zu essen, Hühnersuppe. Das tat gut, denn unser Brot war gefroren. Unser Lehrling Alfred wurde uns hier genommen, er kam zum Volkssturm.

Am Abend des nächsten Tages erreichten wir Heilsberg. Noch war es ruhig. Hier wollten wir übernachten. Aber schon um Mitternacht mussten wir weiter, wenn wir nicht von den Russen eingeholt werden wollten. Wir zogen ein Kleid über das andere und ließen unseren Handwagen mit allem Gepäck zurück, um schneller voran zu kommen. Wir erreichten den Ort Mehlsack. Auf dem bombardierten Bahnhof lagen viele Tote. Ein ganz ungewohnter Anblick für mich. So sieht also der Krieg aus! Ohne Pause ging es weiter über Braunsberg nach Frauenburg. Von hier aus eilten wir trotz hereinbrechender Nacht weiter über das zugefrorene Frische Haff (Luftlinie 15 km). Doch es hatte Tauwetter eingesetzt und das Eis war brüchig geworden. Manches Pferdeuhrwerk war eingebrochen. Auf dem Eis stand bis zu 20 Zentimeter Wasser. Doch wir mussten hinüber, wenn wir

nicht in die Hände der Russen fallen wollten. Über fünf Stunden Fußmarsch, zeitweise durch eiskaltes Wasser, haben meine Füße nachhaltig geschädigt. Aber ich bin durchgekommen. Auf der Neh rung angekommen, traf ich eine Geschäftsfrau aus Sensburg, Frau Wollschläger. Sie schenkte mir eine trockene Hose. Das war eine „Wohltat“. Ich bin ihr heute noch dankbar dafür.

Danzig

Zehn Tage nach Beginn unserer Flucht, am 31. Januar 1945, erreichten wir Danzig. Damit war unser 300 km Fußmarsch von Sensburg bis Danzig auf winterlichen Straßen und bei teils grimmiger Kälte und bei Schneegestöber zu Ende.

Wir fanden ein leeres Haus. Die Haustür stand offen. So beschlossen wir, hier zu übernachten. Die Besitzer des Hauses hatten offensichtlich ihr Haus planmäßig verlassen. Viele Räume waren fast leer. Doch im oberen Stockwerk standen noch Betten. In einem Kleiderschrank hing ein Kleid. Es hatte meine Größe. Mit schlechtem Gewissen habe ich es an mich genommen. Der Gedanke, dass sich irgendwer auch über mein zurück gelassenes Gepäck freuen wird, hat mein Gewissen beruhigt.

In Danzig brauchten wir nicht zu hungern. Wir hatten uns reichlich Brotmarken aus der Sensburger Bäckerei mitgenommen. Gegen Abgabe dieser Marken gab es genug Brot zu kaufen. Im Haus gab es fließendes Wasser, so dass wir uns nach zehn Tagen endlich wieder einmal waschen konnten. Familie Wessollek fuhr am nächsten Tag weiter zu Verwandten in Brandenburg. Ilse (der mit uns geflüchtete Lehrling) und ich blieben allein in diesem Haus. Ich wollte nicht weiter, denn es sollte doch möglichst bald wieder nach Hause gehen. Es war für mich völlig undenkbar, dass ich mein Elternhaus in Fasten nie wieder sehen würde, dass unser seit über 700 Jahren von Deutschen bewohntes Ostpreußen polnisch werden könne und dass alle Deutschen die Heimat verlassen müssen.

Wartezeit in Danzig

Ich hatte an Onkel Fritz, Mutters Bruder, in Bochum und an meine Schwester Gertrud in Bederkesa bei Bremerhaven geschrieben. Sie tat dort, 20 Jahre alt, Dienst als Marinehelferin im Flugmeldedienst. Als Absender gaben wir die Adresse unseres „neuen“ Hauses an. Nur von

Gertrud kam Antwort. Sie schrieb mir: Wenn Onkel Fritz sich nicht melden sollte, könne ich auch zu ihr nach Bederkesa kommen.

Die Front kam näher. Wenn ich den Russen entkommen wollte, musste ich weiter. Mein Ziel war jetzt Bederkesa. Täglich erkundigte ich mich, ob und wann ein Zug aus Danzig in Richtung Westen fahren würde.

Fahrt von Danzig nach Bederkesa

Am 22. Februar fanden Ilse und ich Gelegenheit, mit der Bahn in Richtung Stettin zu reisen. In Stolp mussten wir in einen offenen Güterwagen umsteigen. In Köslin war die recht kühle Fahrt erneut zu Ende. Doch wir hatten Glück. Erneut hielt ein Güterzug. Hier wurden Schweine ausgeladen. Der leere Zug sollte weiter nach Stettin fahren. Wir überlegten nicht lange und stiegen in den leeren Viehwaggon ein. So kamen wir leicht „aromatisiert“ bis nach Stettin. Dort traf ich per Zufall unsere Fastener Nachbarn, Familie Rohmann, denen ich mich in Sensburg anschließen sollte. Die Freude war sehr groß. Von ihnen hörte ich, dass meine Mutter mit meinen Geschwistern auf unserem Pferdewagen ebenfalls geflüchtet waren. Erst 16 Monate später, im Juni 1946, erfuhr ich, dass sie von den Russen eingeholt worden waren und wieder nach Hause gefahren sind.

Von Stettin fuhr ich zusammen mit Ilse und Familie Rohmann bis Berlin. Hier erlebte ich den ersten Bombenangriff. Es war furchtbar. Aber wir blieben unversehrt. Ilse und ich fuhren allein weiter. In Hannover kamen wir in einen Tieffliegerangriff. Der Zug hielt auf freier Strecke an. Wir sprangen aus dem Zug und suchten im Graben neben den Schienen Deckung vor dem Maschinengewehrfeuer der feindlichen Flugzeuge. Gab es Tote und Verletzte? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Für mich war allein wichtig, dass Ilse und ich unverletzt waren und der Zug weiterfahren konnte.

Ankunft in Bederkesa

Am 26. Februar, vier Tage nach unserer Abfahrt aus Danzig, kamen Ilse und ich in Bederkesa an. Gertrud wohnte bei Familie Hillebrandt. Am Bahnhof von Bederkesa sprach ich eine Frau an, ob sie Familie Hillebrandt kennen würde. Das sind meine Nachbarn, sagte sie. Wir können gemeinsam gehen. Bei Hillebrandts wurden Ilse und ich recht herzlich aufgenommen. Herr Hillebrandt nahm mich gleich zur

Bederkesaer Windmühle mit, wo meine Schwester Gertrud ihren „Flugmeldedienst“ leistete. Da hatte ich endlich einen Teil unserer Familie gefunden. Ich war nicht mehr allein unter Fremden.

Wieder bei Hillebrandts, gab es Bohnensuppe, die wohlgeschmeckendste meines Lebens. So ein Mittagessen hatte ich viele Wochen entbehren müssen. Nach dieser köstlichen Mahlzeit haben Ilse und ich volle 18 (in Worten: achtzehn) Stunden geschlafen. Im April kam auch noch unsere Schwester Heta nach Bederkesa. Sie war im November 1944, 23 Jahre alt, zum Dienst als Flak-Helferin (Flieger Abwehrkanone) nach Bevergern im Raum Münster/Tecklenburger-Land in Westfalen verpflichtet worden. Das Haus der Familie Hillebrandt war zum Sammelpunkt der „Vom Winde verwehten“ Bartel-Töchter geworden. Damals ahnte ich nicht, dass hier in Bederkesa meine neue Heimat sein würde. Wir wollten doch alle wieder nach Hause. Ilse und ich fanden sehr bald Arbeit im Lazarett. Später ist Ilse zu ihrer Schwester nach Kassel gezogen.

Das Kriegsende

An besondere Ereignisse beim Einmarsch der englischen Truppen (sie wurden bald von Amerikanern abgelöst) und an das Kriegsende am 8. Mai 1945 kann ich mich nicht mehr erinnern. Es ging wohl recht friedlich vonstatten. Mein Leben lief in den gewohnten Bahnen nahezu unverändert weiter. Ohne Unterbrechung arbeitete ich weiter im Lazarett und auch an der freundlichen Unterbringung bei Familie Hillebrandt änderte sich nichts. Wohl brauchten wir keine Fliegerangriffe mehr zu befürchten. Doch das war ich von Ostpreußen auch nicht anders gewohnt. Aber etwas Ungewohntes gab es doch, die nächtliche Ausgangssperre und die täglichen Stromabschaltungen. Das alles war aber für mich von geringer Bedeutung im Vergleich zu meinem 300 km Gewaltmarsch von Sensburg nach Danzig in nur zehn Tagen, immer mit der Angst im Rücken, von den Russen geschnappt zu werden. Die anschließenden 22 Tage, nur mit Ilse in „unserem“ Haus in Danzig, waren recht abenteuerlich. Noch aufregender und gefährlicher war die anschließende Vier-Tage-Bahnfahrt von Danzig bis Bederkesa. Dazu kam die Ungewissheit, an welchem Ort und bei welchen Menschen meine Flucht wohl enden würde und die Sorge, wie es dem Rest meiner Familie ergehen möge. Das alles war recht aufregend gewesen. Da hat mich der Einmarsch englischer Truppen nicht besonders beeindruckt.

Dass wir den Krieg verlieren würden, ist mir spätestens am Beginn meiner Flucht aus Ostpreußen bewusst geworden. Das hat mich also auch nicht überrascht.

Zwei Zeitzeugen

Nach Erinnerungen meiner Schwester Gertrud ist hierzu noch folgendes zu berichten: Während eines Tieffliegerbeschusses von Bederkesa sind meine Schwestern Heta und Gertrud in das Gymnasium gelaufen, wo sich das Lazarett befand, in dem ich arbeitete. Beide blieben zwei Nächte dort bis zum Einmarsch der Engländer. Sie fühlten sich unter dem Schutz des „Roten Kreuzes“ auf dem Dach des Lazarettes sicherer. Als die feindlichen Truppen in Lintig waren, wurde am Bederkesaer Kirchturm die weiße Fahne als Zeichen der Übergabe gezeigt. Einige Tage nach Kriegsende (offiziell am 8. Mai 1945) mussten sich alle Männer und Frauen, die noch nicht aus der Wehrmacht entlassen waren, auf dem Marktplatz versammeln. Das galt auch für Heta und Gertrud. Sie kamen für 10 Tage in ein Lager in der Nähe von Neuenwalde (etwa 15 km nordwestlich von Bederkesa) und anschließend in ein Lager in Bützfleth im Kreis Stade. Nach einigen Wochen wurden sie entlassen. Außer den notwendigen Entlassungsdokumenten brachten sie noch Läuse und Krätze mit.

Meine angeheiratete Cousine Hildegard Veenker geborene Stubbe, damals viereinhalb Jahre alt, ihr Vater Hans Stubbe ist der Bruder von Frau Annemarie Hillebrandt, erinnert sich an das Kriegsende wie folgt:

Wir wohnten damals in Bederkesa in einer Wohnung im Schulgebäude in der Seminarstraße, das als Lazarett genutzt wurde. Mein Vater war dort Lehrer, aber natürlich seit 1939 Soldat. Er war verwundet worden und lag hier im Lazarett.

Es war Anfang Mai, kurz vor Kriegsende. Der Feind war schon bis Lintig gekommen, da kamen auch Albert und Annemarie Hillebrandt für ein paar Tage zu uns. Sie fühlten sich hier sicherer. Bederkesa hatte Glück. Die militärische Eroberung fand nicht statt. Am Kanal warteten die englischen Soldaten die offizielle Kapitulation der Wehrmacht ab und kamen erst danach in den Ort. In der Gröpelinger Straße waren noch Barrikaden errichtet worden, um den Einmarsch des Feindes aufzuhalten. Doch die englischen Panzer fuhren ohne den geringsten Aufenthalt darüber hinweg und wälzten einfach alles

platt. Im Sommer 1945 lösten amerikanische Truppen die Engländer ab. Irgendwann wurde Niedersachsen zur englischen Besatzungszone erklärt.

Das Leben geht weiter

Einige Monate nach Kriegsende wurde das Lazarett aufgelöst. Von da an arbeitete ich auf dem Hof der Familie Hillebrandt. Für meinen damaligen Monatslohn von 15 RM gab es nichts zu kaufen. Alle Läden waren leer. Ich hatte nur das an Kleidung, was ich am Leibe hatte. Alles Gepäck hatte ich auf der Flucht liegen gelassen. Aus alten Fahnen habe ich mir meinen ersten Rock geschneidert. Vom Stacheldraht habe ich die Wolle abgepflückt, die die Schafe verloren hatten. Ich erlernte den Umgang mit dem Spinnrad der Familie Hillebrandt. So konnte ich mir bald die ersten neuen Kniestrümpfe stricken. Aber es gab auch hilfsbereite Mitmenschen in Bederkesa, die mir manches Kleidungsstück schenkten. Der einzige Sohn der Familie Hillebrandt, Hans Heinrich, war noch Soldat geworden und kam schon im Sommer 1945 nach Hause.

Im Juni 1946 erhielt ich die erste Nachricht von meinem Vater. Er war noch im Herbst 1944 zum Volkssturm eingezogen worden. Das Kriegsende hatte er in Rostock erlebt. Bald kam er nach Ziesendorf, einem kleinen Ort bei Rostock. Hier blieb er erst einmal. Ein kleines Zimmer bei Familie Subert war ihm als Unterkunft zugeteilt worden. Bald übernahm er die Stellmacherei auf dem Gut. Von ihm erfuhr ich, dass meine Mutter mit meinen übrigen Geschwistern noch in Fasten war.

Familientreffen in Ziesendorf

Im Juni 1948 haben meine Schwester Gertrud und ich unseren Vater in Ziesendorf besucht. Ziesendorf lag damals in der sowjetischen Besatzungszone. Bederkesa lag in der englischen Besatzungszone. Der Grenzübergang von einer Zone in die andere war abenteuerlich! Aber wir haben es geschafft. In der sowjetischen Zone waren die Lebensbedingungen wesentlich schlechter als bei uns im Westen. Die Menschen hier hungerten. Dagegen gab es bei Hillebrandts täglich satt zu essen. Was das für einen Wert hat, ist uns in den Tagen in Ziesendorf bewusst geworden. Da wollten wir doch lieber zurück nach Bederkesa. Außerdem hörten wir im Ziesendorfer Radio, dass es im Westen eine

Währungsreform geben würde. Da haben wir uns zur baldigen Rückreise entschlossen. Das Kopfgeld von 40 DM (bald gab es noch einmal zusätzlich 20 DM) durften wir uns nicht entgehen lassen. So fuhren wir bald zurück.

Die DM kommt

Im Juni 1948 war die Währungsreform. Die DM kam. Wir bekamen alle einheitlich 60 DM „Kopfgeld“. Und wie durch ein Wunder gab es plötzlich einiges zu kaufen. Meine erste größere Anschaffung war ein Kleid für 140 DM. Es dauerte einige Monate, bis ich den Rest der Kaufsumme bezahlt hatte. Das waren fürchterliche „finanzielle Hungermonate“ für mich.

Ich habe seitdem nie wieder etwas auf Raten gekauft. Irgendwann erhöhte sich mein Monatslohn auf 30 DM. Da fing schon fast der Wohlstand an. Um meine finanzielle Lage zu verbessern, habe ich mir durch Stricken von Decken und Pullovern etwas dazu verdient. Die Jahre vergingen. Noch war ich voll Zuversicht, dass es doch bald wieder nach Hause gehen würde. Im September 1948 kamen unsere Mutter, Fritz, Grete und Elfi nach Ziesendorf. Sie hatten bis dahin noch in unserem Haus in Fasten in Ostpreußen gewohnt. Doch dann musste fast die gesamte deutsche Bevölkerung die Heimat verlassen. Ostpreußen sollte für immer polnisch werden.

So hatten es die Siegermächte beschlossen. Die Polen hielten einige Deutsche für „nützlich“. Sie durften in der Heimat bleiben. Außerdem hofften die Polen, dass sie diese „Nützlichen“ im Laufe der Jahre zu Polen umformen könnten. Die meisten dieser „nützlichen Deutschen“ wollten sich aber nicht umformen lassen und haben bis zum Ende der 50er Jahre die Ausreise nach Deutschland aus dem nun polnisch gewordenen Ostpreußen beantragt. Jetzt hatte Deutschland unwiederbringlich die deutsche Provinz Ostpreußen an Polen verloren.

Zum Vergleich: Nordrhein-Westfalen ist 34.085 km² groß, Ostpreußen 39.840 km² (Stand Mai 1939, also noch vor dem Krieg) und Niedersachsen 47.610 km².

Im Jahr 1949 fuhren Gertrud und ich ein zweites Mal nach Ziesendorf. Unsere Familie war wieder für kurze Zeit fast vollzählig vereint. Nur Heta fehlte. Sie war in Bederkesa geblieben. Mein Vater hatte inzwischen einen ehemaligen kleinen Hühnerstall zu einem recht beschei-

denen Wohnhaus umgebaut. Es gab elektrisches Licht, aber die Wasserleitung fehlte. Alles Wasser, egal ob zum Waschen, zum Kochen oder zum Trinken, musste in Eimern aus dem etwa 100 m entfernten Kuhstall geholt werden. Das Schmutzwasser wurde einfach durch die Tür nach draußen geschüttet. Die Wohnverhältnisse waren also wirklich sehr bescheiden. Wir sahen, dass es unseren Eltern hier in Ziesendorf wesentlich schlechter ging als uns in Bederkesa. Doch helfen konnten wir nicht. Da fuhren Gertrud und ich nach einer Woche doch wieder nach Bederkesa, in unsere neue Heimat. In Ziesendorf fühlten wir uns nicht wohl. Das war nicht unser Zuhause. Ich fing langsam an, in Bederkesa Wurzeln zu schlagen.

In den folgenden Jahren habe ich mich in der neuen Umgebung eingelebt, habe geheiratet und drei Kinder großgezogen und bin so ganz allmählich dabei, alt zu werden. Die Kinder sind längst erwachsen, haben geheiratet und uns mit sieben Enkelkindern erfreut.



Hanna und Hans Schmidt
im September 1962

Noch einmal in Ostpreußen

Im Jahr 1998 war ich doch noch einmal in Fasten. Mein Mann und ich besichtigten mit unserer Landvolk-Reisegruppe acht Tage lang Ostpreußen. Während einer Mittagspause in Nikolaiken haben wir uns für eine Stunde von unserer Reisegruppe entfernt und sind mit einem Taxi nach Fasten gefahren. Wir kamen an unserer Schule vorbei. In dem Gebäude war jetzt ein Laden für den täglichen Bedarf der Bewohner. Von unserem Wohnhaus habe ich nach längerem Suchen nur noch die mit Gras überwucherten Reste der Fundamente gefunden und ein viereckiges Loch in der Erde, wo einst unser Keller gewesen war. Nur der alte Apfelbaum stand noch. Nach 58 Jahren ging ich jetzt wieder über unserer Wiese, wo einst unser Wohnhaus stand, wo unser Garten war, wo unsere beiden Kühe geweidet hatten, wo ich mit meinen Geschwistern und den Nachbarskindern gespielt hatte. Erinnerungen an meine Kindheit wurden wieder lebendig und stimmten

mich traurig. Das alles hat mich tief bewegt. Mit schwerem Herzen und voller Wehmut fuhren wir wieder nach Nikolaiken zu unserer Reisegruppe.

Dieses Wiedersehen mit der einst so vertrauten Heimat war für mich ein bedrückendes Erlebnis.

Eine Frage stellt sich mir immer wieder: Musste das alles sein? Waren (und sind) den Verantwortlichen unserer Welt, Beispiele und „Mahnende Worte“ die ich irgendwo gelesen habe und seitdem nicht mehr vergessen kann, die seit biblischen Zeiten auf die schrecklichen Folgen von Kriegen hinweisen, nicht bekannt?

Auch Immanuel Kant lehrte zu seiner Zeit, dass durch einen Krieg, selbst wenn damit ein Übel beseitigt wird, größere und dazu viel Leid in die Welt gebracht werden. Nicht alle Probleme lassen sich durch Verhandlungen lösen, aber sich die Hände zu reichen und gemeinsam gegen den größten Feind der Völker, den Krieg zu kämpfen, ist sicher auch in unserer Zeit der richtige Weg.